

Östliches und westliches Denken

Gibt es das? Warum? Und was folgt?

M. Spitzer, Ulm

Das *Deutsch-Chinesische Dialogforum* wurde vor 10 Jahren von den damaligen Präsidenten Horst Köhler und Hu Jintao ins Leben gerufen. Dessen Mitglieder treffen sich

jährlich, um miteinander zu sprechen und voneinander zu lernen. Anlässlich des Besuchs von Kanzlerin Angela Merkel in China fand der diesjährige Austausch am 5.

und 6. Juli in Chengdu (► Abb. 1, 2) statt, sodass auch ein Treffen der Teilnehmer des Dialogforums (► Abb. 3) mit der Kanzlerin (zum Frühstück am 6. Juli 2014; ► Abb. 4)



Abb. 1 (links), 2 (rechts) Chengdu ist in Deutschland vielleicht dadurch manchem bekannt, weil dort Bertolt Brechts Stück *Der gute Mensch von Sezuan* spielt. Es ist die Hauptstadt der chinesischen Provinz *Sichuan*, deren

ca. 14 Millionen Einwohner sich nicht nur nach Aussagen ihres Bürgermeisters daran erfreuen, in einer der lebenswertesten Städte Chinas zu leben.



Abb. 3 Gruppenfoto der deutschen und chinesischen Delegation beim Dialogforum am 5.7.2014 in Chengdu. In der ersten Reihe, 6./7. von links, die Chefs der deutschen und chinesischen Delegationen, Dr. Martin Brudermüller, BASF, und Prof. Xu Kuangdi, Ehrenvorsitzender der Chinesischen Akademie der Ingenieurwissenschaften (Chinese Academy of Engineering, CAE).



Abb. 4 Frühstück der offiziellen und inoffiziellen (Dialogforum) Delegationen beim Besuch der Kanzlerin in Chengdu. Die Simultanübersetzung sorgte für Verständnis und Unverständnis: Als ein Mitglied der chinesischen Delegation einen Redebeitrag mit der Äußerung begann, man habe ja nun den schrecklichen Kommunismus hinter sich, ging ein Raunen durch die Gemeinschaft der deutschen Delegierten und die Abgeordnete der Linken beeilte sich, dies richtig zu stellen. Das ganze entpuppte sich aber dann schnell als Übersetzungsfehler, denn tatsächlich gesagt wurde, dass man ja nun die schrecklichen *Anfänge* des Kommunismus hinter sich habe (was offenbar heute durchaus gesagt werden darf).

Nervenheilkunde 2014; 33: 638–647

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Dr. Manfred Spitzer
Universitätsklinikum Ulm, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie III
Leimgrubenweg 12, 89075 Ulm

© Schattauer 2014

Nervenheilkunde 9/2014

zustande kommen konnte. Der zweite Tag wurde mit einem Besuch des im Aufbau befindlichen Werks der Firma Bosch etwa eine Autostunde südwestlich von Chengdu abgeschlossen. Wie in China bekannterweise durchaus üblich, wird dort an einem Fluss eine ganze Stadt für etwa 80 000 Einwohner gebaut (► Abb. 5), mit Hochhausvierteln, einer kleinen Vorstadt namens Cambridgetown (deren Architektur tatsächlich an Cambridge erinnert; ► Abb. 6) und mit riesigen Gewerbegebieten zur Ansiedlung von Industrie.

Die Delegation aus Deutschland wurde inmitten einer Großbaustelle sehr freundlich empfangen, und später bei der Besichtigung des Bosch-Werks erklärte der zufällig gerade anwesende Werksleiter aus Stuttgart-Waiblingen uns bereitwillig die Hintergründe und Besonderheiten der Produktion in China. Gleich am Eingang fanden sich mehrere Poster zur geografischen Übersicht und nicht zuletzt auch zu den wechselseitigen Vorurteilen bzw. tatsächlichen Unterschieden zwischen Chinesen und Deutschen (► Abb. 7).

Unterschiede zwischen chinesischer und deutscher Denkweise werden meist als Spezialfall des allgemeineren Unterschieds zwischen *östlichem* und *westlichem* Denken betrachtet. Was genau aber ist das? Und: Gibt es das überhaupt? Überzeugungen zu einer „Volksseele“, dem „Charakter“ einer Nation oder einer Volksgruppe sind zwar fest in den Köpfen vieler Leute verankert, aber zugleich auch notorisch wenig oder gar nicht durch Fakten abgesichert. Sie kennen sicher diesen alten Witz: „Im Himmel ist der Polizist ein Engländer, der Koch ein Franzose, der Mechaniker ein Deutscher, der Liebhaber ein Italiener und das ganze wird von einem Schweizer organisiert. In der Hölle ist der Polizist Deutscher, der Koch Brite, der Mechaniker ein Franzose, der Liebhaber Schweizer und das ganze wird von einem Italiener organisiert.“ Eine große im Fachblatt *Science* publizierte Studie zur Verteilung von Persönlichkeitseigenschaften in 49 Kulturen (33) konnte *keinen Beleg* dafür finden, dass in derartigen wechselseitigen nationalen Stereotypen auch nur ein Körnchen Wahrheit steckt! Mit anderen Worten: Was sich die unterschiedlichen Nationen so alles gegenseitig zuschreiben, ist am ehesten Ausdruck



Abb. 5 Modell (Übersicht) von neuen Industrieanlagen ca. eine Autostunde südwestlich von Chengdu mitsamt einer Stadt für ca. 80 000 Einwohner.



Abb. 6 Modell (Ausschnitt) exklusiver Wohnlagen am Fluss in einer Art Vorstadt, die den Namen Cambridgetown trägt.

gelernter wechselseitiger Vorurteile und gerade *nicht* das Resultat echter Mittelwertbildungen aus echten Erfahrungen.

Solche realen verallgemeinernden Erfahrungen gibt es jedoch durchaus: „Frauen sind etwas kleiner als Männer“, „Brasilianer essen gerne Fleisch, Japaner eher gerne Fisch“. Diesen generalisierenden Be-

obachtung widerspricht weder, dass (weibliche) Models oft 1,80 m groß sind (und damit größer als der durchschnittliche Mann), noch dass es manchen Japaner gibt, der gerne Steaks isst und vielleicht sogar einen oder zwei Brasilianer, die sich vegetarisch ernähren. Aussagen zu *Persönlichkeitseigenschaften* der Menschen einer

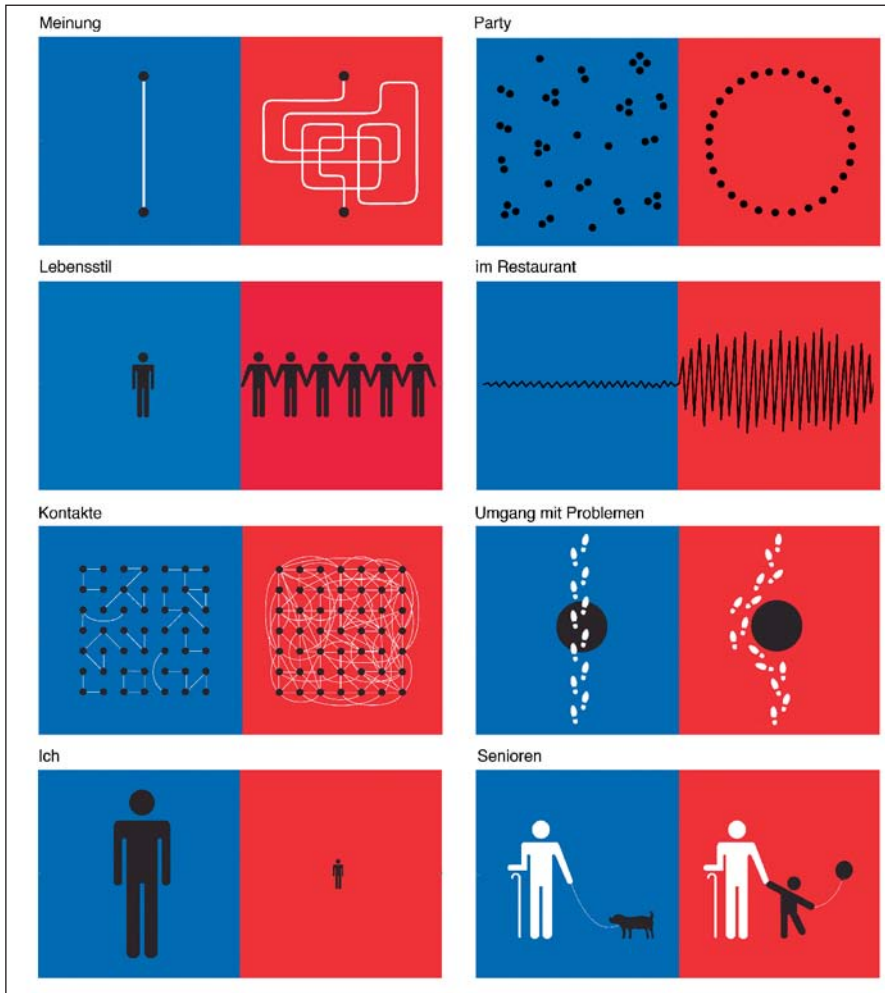


Abb. 7 Die chinesische Grafikerin Yang Liu hat im Auftrag der Firma Bosch einige kulturelle Unterschiede in Piktogrammen symbolisiert (blau: deutsch; rot: chinesisch), die gerade durch ihre Einfachheit besonders schlagkräftig erscheinen und auf einem der Poster im Eingangsbereich der neuen Verpackungsmaschinenfabrik nahe Chengdu abgebildet waren.

„Nation“ dagegen gehören nicht in diese Kategorie von Erkenntnis. Wenn es also „den Deutschen“ oder „den Italiener“ gar nicht gibt, so stellt sich auch die mehr allgemeine Frage, was denn am westlichem oder östlichen Denkstil überhaupt dran ist.

Angesichts der globalen ökonomischen Verflechtungen und der rasanten Zunahme des Austauschs nicht nur von Waren, sondern auch von Gedanken verschiedenster Art ist diese Frage keineswegs rein von akademischem Interesse. Ganz praktisch wur-

Denken	Östlich	Westlich
formal	holistisch, assoziativ, kontextbezogen	analytisch, kategorial
sozial	kollektivistisch	individualistisch
Umgang	geringe Mobilität, differenzielle Belohnung und Bestrafung durch Ingroup-Outgroup-Unterscheidung	hohe Mobilität, undifferenzierte Belohnung und Bestrafung

Tab. 1 Unterschiede zwischen östlichem und westlichem Denkstil

de sie zudem ins Bewusstsein aller Teilnehmer des Dialogforums gerückt, denn wenn man einen Gedankenaustausch versucht, einen echten Dialog, dann gibt es auch Frustrationen, Unverständnis und jeder stellt sich zu irgendeinem Zeitpunkt die Frage, ob „wir“ und „die“ nicht vielleicht doch ganz grundsätzlich anders ticken. In der Tat legt eine Reihe von Publikationen einen eher östlichen bzw. eher westlichen Denkstil nahe (► Abb. 7, ► Tab. 1).

Überzeugungen zum Charakter einer Nation oder einer Volksgruppe sind wenig oder gar nicht durch Fakten abgesichert.

Zusammenfassend ergibt sich das Bild, dass man im Westen (USA, Europa) eher *kategorial-analytisch* sowie *individualistisch* denkt, in Ostasien (China, Japan) dagegen eher *assoziativ-ganzheitlich* und *kollektivistisch*. Und weil das Kollektiv weniger mobil ist als der Einzelne, folgen weitere Unterschiede im Verhalten gegenüber Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft (man spricht heute von der *Ingroup*) versus Fremden (der *Outgroup*). Betrachten wir diese Unterschiede etwas genauer.

Dass man im Westen eher *stringent-analytisch* denkt, im Osten eher *assoziativ-ganzheitlich*, zeigen Nisbett und Mitarbeiter (21) in einer ausführlichen zusammenfassenden Darstellung. Das *holistische* Denken des Ostens berücksichtigt den *Kontext* stärker, wie man auch experimentell zeigen konnte. Hierzu drei Beispiele:

- Lässt man Probanden beispielsweise die Länge eines Stabes innerhalb eines Rahmens beurteilen, so werden Asiaten stärker in ihrem Urteil durch den Rahmen beeinflusst als Europäer oder Amerikaner (15).
- Zeigt man auf einem Computerbildschirm Fische in einem Aquarium, so erinnern Japaner mehr Details des Hintergrunds und mehr Details bezüglich der Beziehungen zwischen den Fischen und dem Hintergrund.
- Lässt man Motive von Verhaltensweisen beurteilen, so halten Asiaten oft eher die Situation bzw. den Hintergrund oder die Umstände für ausschlaggebend, Europäer und Amerikaner hingegen den Charakter bzw. die Person (37).

Ein besonders klar differenzierender Test für die bei einer Person bestehende Tendenz, eher ganzheitlich oder eher analytisch zu denken, besteht darin, dass man aus drei Wörtern (oder Bildern) zwei herausuchen soll, die zusammenhängen, wobei die drei Wörter so konstruiert sind, dass zwei kategorial und zwei kontextuell zusammenhängen (► Abb. 8). Betrachten wir ein Beispiel: Welche beiden passen zusammen „Hund, Hase, Möhre“? – Die westliche Antwort lautet: „Hund und Hase, denn beide sind Tiere; die Möhre dagegen ist eine Pflanze“. Die östliche Antwort lautet: „Hase und Möhre, denn Hasen essen Möhren“. Zeigt man einen Mann, eine Frau und ein Kind, dann gruppiert der Europäer/Amerikaner die beiden Erwachsenen zusammen (kategorisiert nach Altersgruppe), der Asiate hingegen die Frau (Mutter) und das Kind (beurteilt nach Beziehung). Wie mehrere Untersuchungen gezeigt haben, ist dieser Effekt robust und nur zu einem kleineren Teil sprachabhängig: Die Antworten der Chinesen sind auch bei zweisprachigen Versuchspersonen, die den Test in der englischen Version absolvieren ganzheitlich (13).

Blickt man auf einen Fall aus mehreren Perspektiven, dann ist es mitunter leichter,

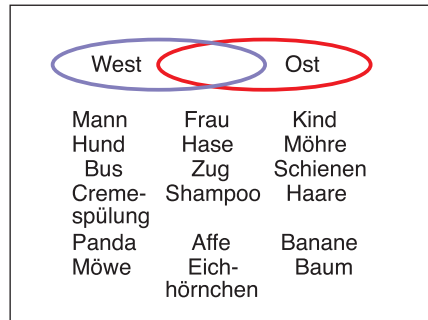


Abb. 8 Kategorisieren (westlich) versus Kontext und Beziehungen beachten (östlich). Beispiele aus der entsprechenden Literatur (9, 10, 13, 21) für unterschiedliche Gruppierungen des jeweils mittleren Wortes durch Asiaten (rechts) oder Amerikaner/Europäer (links).

Kompromisse oder „Mittelwege“ zu finden. Das analytische Denken des Westens hingegen versucht, die Dinge so zu betrachten, wie sie sind (unabhängig vom Kontext), kategorisiert und sieht den Einzelfall als Spezialfall einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit. Entsprechend werden Probleme im Westen direkt angegangen, im Osten dagegen eher umschifft. Ein schönes Beispiel dafür war ein kleiner Wortwechsel während des erwähnten Frühstücks (► Abb. 4):

Auf eine nur angedeutet minimal kritische Frage der Kanzlerin entgegnete der angesprochene chinesische Wissenschaftler: „Ich muss Ihnen gratulieren, dass Ihr Land schon so weit bei der diesjährigen Fußballweltmeisterschaft gekommen ist.“ Man redet daher in Asien auch recht viel – und in China (im Gegensatz zu Japan) auch laut (was in ► Abbildung 7 auch sehr schön – „im Restaurant“ – symbolisiert ist).

Ein zweiter wesentlicher Ost-West-Unterschied findet in dem Wortpaar *Kollektivismus* versus *Individualismus* seinen Ausdruck. Diese wurde vom im eher kollektivistischen Griechenland aufgewachsenen und in der individualistischen Hochburg Nordamerika ausgebildeten Psychologen Harry Triandis (33) in einer umfassenden Monografie herausgearbeitet (► Tab. 2). Wie jede Person mehr oder weniger zu analytischem und holistischem Denken neigt, so stecken auch hier Tendenzen in beide Richtungen letztlich in jedem Individuum, wobei die meisten Menschen als Kollektivist in einer Familie beginnen und dann sich von dieser mehr oder weniger stark ablösen. In kollektivistischen Kulturen ist diese Ablösung geringer ausgeprägt und die Leute sehen sich auch als Erwachsene noch als Teil der Familie, der

Tab. 2 Definitionen und je fünf Beispiele für Kollektivismus und Individualismus (zitiert aus 33; Übersetzung durch den Autor), die diese zunächst sehr abstrakt klingende Dichotomie mit Inhalten füllen und zeigen, wie breit sie sich im Alltag auswirkt.

Kollektivismus	Individualismus
Soziales Muster bestehend aus eng verbundenen Individuen, die sich als Teil von einer oder mehreren Gemeinschaften (Familie, Mitarbeiter, Stamm, Nation) begreifen; sie sind primär motiviert durch die Normen dieser Gemeinschaften und ihren Pflichten verbunden; diese Pflichten haben gegenüber persönlichen Zielen Priorität; die Verbundenheit mit den Mitgliedern der Gemeinschaft ist wichtig und ein eigenständiger Wert.	Soziales Muster bestehend aus lose verbundenen Individuen, die sich als unabhängig von der Gemeinschaft betrachten; sie sind primär durch ihre eigenen Vorlieben, Bedürfnisse und Rechte sowie durch Verträge mit anderen motiviert; ihre eigenen Ziele haben vor den Zielen anderer Priorität; Bezüge zu anderen Menschen werden im Hinblick auf (persönliche) Vor- und Nachteile hin rational analysiert.
Brasilien: Ein Kellner bringt eine Speisekarte für vier Gäste und gibt sie dem „ältesten“ in der Gruppe, der daraufhin für alle bestellt.	Frankreich: Jeder bestellt etwas anderes.
Indien: Ein leitender Ingenieur lehnt eine Stelle in New York ab, obwohl er das 25-fache seines Gehalts in Neu-Delhi bekommen würde.	Kalifornien: Ein leitender Ingenieur nimmt eine Stelle in New York an, wo er 50% mehr verdient als in Los Angeles.
Moskau: Eine ältere Frau schimpft mit einer ihr nicht bekannten Mutter, da diese ihr Kind nicht warm genug angezogen hat.	New York: Eine Frau will den Schlägen ihres Freundes entkommen und bittet Passanten um Hilfe, aber keiner hilft.
Japan: Ein Vorgesetzter kennt seine Mitarbeiter auch persönlich sehr gut und arrangiert für einen von ihnen ein Treffen mit einer jungen Frau zwecks möglicher späterer Heirat.	England: Ein Mitarbeiter teilt seinem Vorgesetzten den plötzlichen Tod seines Vaters nicht mit.
Deutschland ¹ : Ein Mann läuft in einem öffentlichen Park über den Rasen und wird von mehreren Passanten gemaßregelt.	Illinois: Ein Mann heiratet eine Frau, obwohl seine Eltern nicht mit ihr einverstanden sind.

¹ Deutschland gehört zwar zu den individualistischen Ländern, das Beispiel wurde jedoch von Triandis bewusst gewählt, um zu verdeutlichen, dass es hier um statistische Mittelwerte mit durchaus nicht wenigen Ausnahmen handelt.

Sippe oder eines größeren Sozialverbands, dessen Normen gegenüber man verpflichtet ist. Dafür sind diese Verbände selbst sehr stabil und verleihen dem persönlichen Leben Ziel und Bedeutung. Die Mitglieder individualistischer Kulturen hingegen legen auf Autonomie und persönliche Freiheit größeren Wert; sie nehmen sich selbst also vergleichsweise wichtiger. Beziehungen werden nicht um ihrer Selbstwillen gepflegt, sondern weil (und auch nur sofern) sie einen persönlich weiterbringen.

Zufall, Zeit, Temperatur, Existenzbedingungen, Genetik – welcher dieser Mechanismen ist bzw. war nun tatsächlich am Werk, wenn es um die Unterschiede östlichen und westlichen Denkens geht?

Triandis legt Wert auf die Feststellung, dass es in allen Gesellschaften bzw. Kulturen Menschen gibt, die entweder eher individualistisch oder eher kollektivistisch denken und handeln. Die Verteilung dieser Attribute ist jedoch zwischen den Kulturen unterschiedlich, das heißt, in jeder Kultur liegt eine andere Balance zwischen diesen beiden Tendenzen vor. „Viele Probleme der Moderne können mit zu viel Individualismus in Verbindung gebracht werden; allerdings kann die Abwesenheit von Menschenrechten auch durch zu viel Kollektivismus verursacht sein.“ (33)

In kollektivistischen Kulturen kommt es durchaus vor, dass sich der Chef um familiäre Angelegenheiten kümmert, oder dass sich ein Fremder in Erziehungsangelegenheiten oder in die Erfüllung sozialer Normen einmischt. In individualistischen Kulturen kümmert man sich dagegen um den anderen weniger, dafür um so mehr um sich selbst. Auch soziale Rahmenbedingungen, wie beispielsweise der Status von Kindern oder die Institution der Ehe, unterscheiden sich in beiden Kulturen: In individualistischen Gesellschaften werden Kinder zu freien, autonomen und unabhängigen Wesen erzogen, in kollektivistischen Gesellschaften dagegen vor allem zu guten Mitgliedern der Gemeinschaft. Bei einer Hochzeit heiraten in individualistischen Kulturen zwei Personen, in kollektivistischen Kulturen hingegen zwei Familien. Dies drückt sich übrigens auch in den

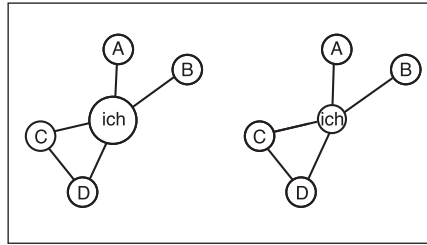


Abb. 9 Schematisches Beispiel für ein Soziogramm gezeichnet durch einen Amerikaner oder einen Japaner (nach 10). Die tatsächliche Anzahl der Freunde betrug in Japan 11,3, in Deutschland 15,5, bei den Amerikanern 15,6 und bei den Briten 18,1 (Mittelwerte aus 14, S. 246).

Scheidungsrate aus, die in kollektivistischen Kulturen weitaus niedriger sind (17).

Wie misst man individualistisches bzw. kollektivistisches Denken? Bei einer ausreichenden Anzahl von Probanden erweist sich dies als ganz einfach: Man lässt sie ein Soziogramm ihrer unmittelbaren sozialen Kontakte zeichnen, wobei sie selbst und die anderen durch Kreise repräsentiert sind (►Abb. 9). Man bestimmt dann den Durchmesser der Kreise, bildet den Mittelwert aus den Kreisen, welche die anderen bedeuten und zieht diesen vom Durchmesser des Kreises, der die Person selbst darstellt, ab. Es resultiert ein Wert (in Millimetern), der angibt, um wieviel größer man sich selbst als die anderen zeichnet, der als

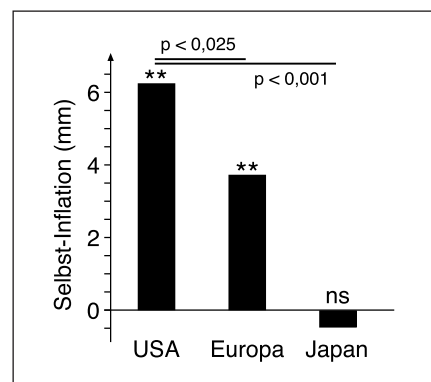


Abb. 10 Die Tendenz, sich selbst größer als die Freunde zu zeichnen, ist in den USA deutlich ausgeprägt, in Japan gar nicht; die Europäer liegen etwa in der Mitte (nach 14, S. 248). Der Unterschied in der Größe der Kreise ging nicht auf das Konto von deren Anzahl, wie entsprechende Analysen zeigten. Es war also nicht so, dass die Japaner insgesamt mehr Freunde angaben und daher weniger Platz für sich selbst hatten (14, S. 246).

Maß für *symbolische Selbst-Inflation* in die Literatur eingegangen ist (14). Amerikaner zeichnen sich 6,2 Millimeter größer als die anderen, Europäer (Deutsche und Briten) 3,7 Millimeter größer, Japaner hingegen zeichnen sich einen knappen halben Millimeter kleiner als die anderen (nicht signifikant von Null verschieden; ►Abb. 10).

Aus der Dichotomie *individualistisch-kollektivistisch* folgt eine weitere Unterscheidung zwischen westlichem und östlichem Denkstil, der sich auf den Umgang miteinander beim Belohnen und Bestrafen von Ehrlichkeit und Täuschung bei gemeinsamen (geschäftlichen) Erfolgen oder Misserfolgen bezieht. Cynthia Wang und Angela Leung (37) von den Universitäten in Michigan und in Singapur sind diesem Phänomen in mehreren Studien nachgegangen, das kurz wie folgt charakterisiert werden kann: Beim Umgang mit Fremden (Outgroup) belohnen Nordamerikaner Ehrlichkeit mehr als sie Täuschung bestrafen, wohingegen Ostasiaten etwa gleich belohnen und bestrafen. Beim Umgang mit Freunden (Ingroup) ist das anders: Jetzt gibt es bei Asiaten einen großen Unterschied (Ehrlichkeit wird stark belohnt, Täuschung nur wenig bestraft), wohingegen die Nordamerikaner Freunde kaum anders behandeln als Fremde (►Abb. 11).

Diese Differenzierungen im Umgang miteinander haben durchaus ihren Sinn, wie die folgenden Überlegungen zeigen (37): In kollektivistischen Gesellschaften sind die Menschen generell weniger mobil, gerade *weil* man zu seiner Gruppe gehört und genau deswegen nicht den Wohnort wechseln mag (►Tab. 1). In individualistischen Gesellschaften ist der Einzelne hingegen mobil, und weil dies so ist, kann sich jeder seine (Geschäfts-)Partner eher aussuchen. Wenn man irgendwo nicht klar kommt, geht man einfach woanders hin. Aus dieser Sicht ist es wichtig, zu belohnen, wenn man schon einmal eine „ehrliche Haut“ getroffen hat, denn das ist selten und muss gepflegt werden. „Seine Gruppe“ hat man ja gar nicht, weswegen man auch nicht weiter besonders zwischen „Freund“ und „Fremder“ unterschiedet.

In kollektivistischen Gesellschaften hingegen ist die Gruppe wichtig, aber auch kaum Veränderungen unterlegen. Daher muss man die ehrlichen Gruppenmitglie-

der besonders belohnen, darf jedoch die unehrlichen nicht sehr hart bestrafen, denn sie bleiben ja Teil der eigenen Gruppe, das heißt, man arbeitet weiter mit ihnen zusammen. Wang und Mitarbeiter konnten entsprechend dieser Überlegungen bei 207 amerikanischen Studenten nachweisen, dass unterschiedliche Szenarien im Hinblick auf die Mobilität in der Gesellschaft (hoch versus niedrig) prinzipiell die gleichen Auswirkungen auf das Bestrafungs- und Belohnungsverhalten gegenüber Fremden oder Freunden hatte. Die hohe Mobilität individualistischer Gesellschaften und die geringe Mobilität kollektivistischer Gesellschaften haben damit eine starke Differenzierung des Verhaltens gegenüber Mitgliedern der jeweils eigenen Gruppe (Ingroup) in kollektivistischen Gesellschaften zur Folge. Individuen hingegen, die über gar keine Ingroup verfügen, machen entsprechend auch keinen Unterschied zwischen Ingroup und Outgroup.

Es ist eine Sache, die Unterschiede zwischen östlichem (Japaner, Chinesen) und westlichem (Amerikaner, Europäer) Denken zu beschreiben und zu katalogisieren (► Tab. 1) und eine ganz andere, die Frage zu stellen, wie diese letztlich zustande kommen. Prinzipiell gibt es hier mehrere Möglichkeiten (► Tab. 3): Die Unterschiede könnten durch soziale gelernte Traditionen zustande kommen, die im Laufe der Zeit Eingang in die übrige kulturelle Praxis gefunden haben: So wie man sich hierzulande zur Begrüßung die rechte Hand gibt, mit Messer und Gabel isst, mehrfach täglich die Zähne putzt und eine Toilette mit Wasserspülung benutzt, leben wir in Kleinfamilien, denken analytisch, individualistisch und belohnen mehr als wir bestrafen.

Solche Unterschiede können zunächst auch dadurch entstehen, dass Gruppen das Bedürfnis haben, zwischen sich und den anderen zu unterscheiden, und dieses Bedürfnis durch rein zufällig entstandene Symbole und Rituale befriedigen. Religiöse Gebräuche und Glaubensinhalte sind ein gutes Beispiel für eine solche Abgrenzungsfunktion einer Gruppe gegenüber „den anderen“. Da man die aktive Teilnahme an einem Ritual (z. B. ein Opfer erbringen) nicht vortäuschen kann, ist für jedes Gruppenmitglied sichtbar, wer seine Zeit und Ressourcen in die Gruppe einbringt und

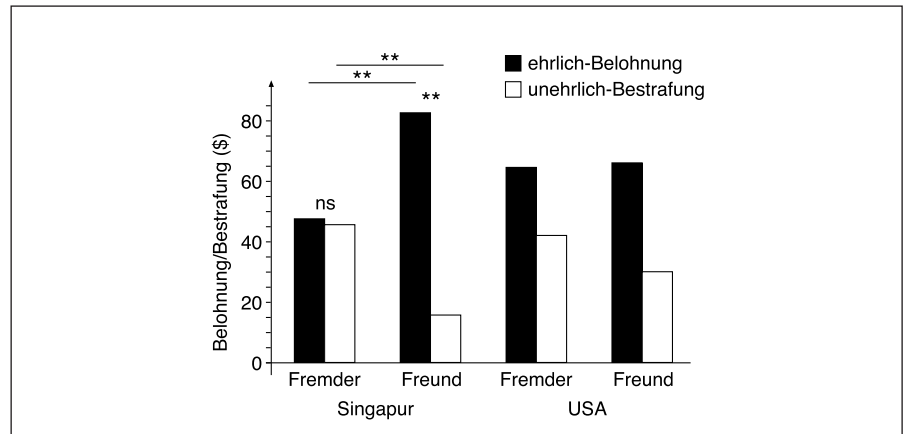


Abb. 11 Die Belohnung eines ehrlichen Freundes/Fremden bzw. Bestrafung eines unehrlichen Freundes/Fremden ist abhängig von der Kultur² (dreifache Interaktion zwischen den Variablen Kultur, Fremder/Freund, Belohnung/Bestrafung): In den USA wird insgesamt mehr belohnt als bestraft aber es wird hierbei nicht signifikant zwischen Freund und Fremdem unterschieden. In China werden ehrliche Fremde gleich viel belohnt bzw. bestraft, wohingegen ehrliche Freunde sehr stark gelobt und unehrliche Freunde sehr wenig bestraft werden, wie eine Studie an insgesamt 302 Studenten in unteren Semestern zeigte (nach 37).

Tab. 3 Möglichkeiten der Entstehung kultureller Unterschiede, auf die unterschiedliche Denkstile zurückgehen könnten.

Ursache/Grund	Theorie/Beispiel
Zufall	Handicap Prinzip: aufwändige sinnfreie Rituale zeigen Gruppenloyalität an
Zeit	Modernisierung: mehr Reichtum und Bildung führen zu mehr Individualismus
Temperatur	Pathogen-Prävalenz: mehr Keime in wärmeren Regionen führen zu mehr Abschottung gegenüber anderen und damit zu Kollektivismus (Behavioral Immune System)
Existenzbedingungen	Notwendigkeit gemeinsamer Produktion führt zum Kollektivismus (z. B. Walfang, Reis-Theorie)
Genetik	Bestimmte Gene (Laktosetoleranz; Toleranz gegenüber Sauerstoffmangel in großen Höhen) ermöglichen überhaupt erst bestimmte Verhaltensweisen, die dann bestimmte Sozialverbände und damit Denkstile hervorrufen.

wer nicht. Durch solche *costly rituals* (23, 27, 28) werden der Gruppenzusammenhalt und damit das wechselseitige Vertrauen gefördert. Dies dient am Ende der gesamten Gruppe und deren Überleben. Auf diese

Weise können „sinnlose“ Rituale entstehen, die um so eher ihren Zweck erfüllen, je sinnfreier sie sind.³

Neben dem Zufall kann auch die *Zeit* kulturelle Entwicklungen bedingen: Ge-

² Im Labor lasen insgesamt 302 Studenten in unteren Semestern (138 Kaukasier aus Austin/Texas; 164 Chinesen aus Singapur) eine der beiden folgenden Instruktionen: (Bedingung: Täuschung) „Sie und ein Partner (Freund/Fremder) haben kürzlich ein Geschäft gemacht und Sie bemerken gerade, dass Sie betrogen wurden. Daher haben sie nur 100 US\$ erhalten, obwohl sie 50% mehr hätten erhalten müssen, wenn der andere ehrlich gewesen wäre.“ (Bedingung: Ehrlichkeit) „Sie und ein Partner (Freund/Fremder) haben kürzlich ein Geschäft gemacht und Sie bemerken gerade, dass der andere ehrlich gehandelt hat. Daher haben sie 100 US\$ erhalten. Wäre der andere unehrlich gewesen, hätten sie 50% weniger erhalten.“ Die Teilnehmer konnten dann den ehrlichen Partner belohnen bzw. den unehrlichen Partner bestrafen, indem sie je einen Dollar für 10 US\$ Belohnung oder Bestrafung aufzuwenden hatten. Gemessen wurde das Ausmaß der Belohnung bzw. Bestrafung in US\$.

³ Man spricht hier auch vom Handicap Prinzip (40): Diesem Prinzip zufolge demonstriert ein Verhalten Gesundheit und Stärke oder es zeigt, dass man es ernst meint und vertrauenswürdig ist, gerade *weil* es keinen Sinn hat. Je sinnloser es ist, desto besser demonstriert es die Tugenden, die man den anderen demonstrieren will.

mäß der *Modernisierungshypothese* werden Gesellschaften reicher und deren Mitglieder gebildeter, was in einer verstärkten Neigung zum Individualismus resultiert. Empirische Daten sprechen in manchen Fällen für diese Hypothese (z. B. Malaysia) in anderen Fällen eher dagegen (Japan, Süd-Korea, Hongkong).

In wärmeren Gegenden gedeihen Bakterien und Parasiten besser, weswegen entsprechende Krankheiten häufiger vorkommen. Menschen, die in wärmeren Gegenden leben, essen daher nicht nur stärker gewürzte Speisen (viele Gewürze wirken antimikrobiell; 26), sondern zeigen auch Verhaltensweisen, die der Abwehr von Krankheitserregern dienen, wie entsprechende Studien zum *Behavioral Immune System* (22, 24) zeigen konnten (20). Hierzu gehört nicht nur eine verstärkte Unterscheidung zwischen Mitgliedern der Ingroup und der Outgroup und damit auch Neigung zu kollektivistischen Tendenzen (36), sondern auch ein verstärktes Vermeiden von Mitgliedern der Outgroup (4) und eine stärkere Konformität mit den Meinungen der Mitglieder der Ingroup (39).

Auch die *Erbanlagen* eines Menschen können seinen Denkstil beeinflussen. Dies kann einerseits *direkt* geschehen über Gene, die Dopamin, Serotonin, Vasopressin, Oxytocin oder andere Transmittersysteme beeinflussen, von denen gezeigt wurde, dass sie mit Persönlichkeitseigenschaften in Verbindung stehen (2, 16, 19, 35). Zudem sind auch *indirekte* Einflüsse bestimmter genetischer Merkmale denkbar: Die Fähigkeit, an Gott zu glauben (ändert das Erleben von Salienz und ermöglicht damit religiöse Erlebnisse; 7), die Fähigkeit zum Verdauen von Milchzucker im Erwachsenenalter (Laktosetoleranz), die Toleranz gegenüber Sauerstoffmangel in großen Höhen (12) oder eine geringere Empfindlichkeit gegenüber Capsaicin (der „Schärfe“ in Chili; 34) ermöglichen überhaupt erst bestimmte soziale Veränderungen bzw. Prozesse (Religionsgemeinschaften, Milchwirtschaft, die Besiedelung Tibets, scharfes und damit antimikrobielles Essen), die dann bestimmte Sozialverbände und damit indirekt auch bestimmte Denkstile hervorrufen können.

Schließlich können *die Bedingungen unserer Existenz* unser Denken verändern,

d. h. sie beeinflussen nicht nur (was ganz offensichtlich ist), *was* wir denken, sondern langfristig auch, *wie* wir denken. Dieser schon von Karl Marx geäußerte Gedanke – das Sein prägt das Bewusstsein – ist mittlerweile auch von experimentell arbeitenden Ökonomen durch Spiel-Simulationen einfacher wirtschaftlicher Entscheidungen nachgewiesen worden (10). Verhaltensweisen in mikroökonomischen Austauschsituationen erwiesen sich durch die „wirtschaftliche Kultur“ bestimmt, das heißt, die Art, wie man bei der Produktion und beim Austausch von Waren miteinander umgeht. Diese werden ganz offensichtlich über entsprechendes Handeln gelernt und damit tradiert. Walfänger beispielsweise produzieren gemeinsam und teilen das Produzierte untereinander gerecht auf – wie sollte das Ganze sonst funktionieren? Entsprechend bildet sich ihr Denken durch diese Lebensverhältnisse kollektivistisch aus.

Welcher der fünf genannten Mechanismen ist bzw. war nun tatsächlich am Werk, wenn es um die Unterschiede östlichen und westlichen Denkens geht? Wie lässt sich dies empirisch erforschen? Die kürzlich erschienene Arbeit des US-amerikanischen Psychologen Thomas Talhelm und sechs chinesischer Mitarbeiter liefert hierfür ein eindrucksvolles Beispiel. Man machte sich dabei die Tatsache zu Nutze, dass sich die erwähnten Unterschiede im östlichen und westlichen Denken auch innerhalb eines Landes – nämlich China – finden lassen. Dies erleichtert die Suche nach Gründen oder Ursachen ungemein, denn Vergleiche zwischen Ländern haben notgedrungen immer das methodische Problem, dass es sehr viele jeweils landestypische Eigenarten gibt, deren Einfluss auf einen bestimmten Denkstil schwer aufzutrennen ist.⁴

Wenn es um Existenzbedingungen und Denkstile geht, dann wurde bislang vor allem Ackerbau von Viehzucht unterschieden: Ackerbau ist arbeitsintensiv und ortsgebunden; er erfordert – und fördert daher (so die Theorie) – einen eher kollektivistischen Denkstil. Demgegenüber macht eine Viehherde weniger Arbeit und man ist mit ihr mobil, was eher Individualismus fördert. Talhelm und Mitarbeiter heben nun hervor, dass diese Unterscheidung den westlichen individualistischen Denkstil

nicht erklären kann, weil zwar in Schottland und in der Schweiz traditionell viel Viehzucht betrieben wird, ansonsten jedoch in Europa vor allem Ackerbau betrieben und Weizen angebaut wurde. Aus ihrer Sicht ist es vielmehr von großer Bedeutung, beim Ackerbau zusätzlich den Anbau von Weizen vom Anbau von Reis zu unterscheiden. Die Existenzbedingungen dieser beiden Formen des Ackerbaus, so die Überlegung von Talhelm und Mitarbeitern, sind für sich genommen schon unterschiedlich und begünstigen damit unterschiedliche Denkstile. Dieser Hypothese – die Autoren sprechen von ihrer *Reis-Theorie* – gingen sie im Rahmen einer Studie an insgesamt 1162 Han-Chinesen⁵ nach.

Der Anbau von Reis unterscheidet sich von dem von Weizen in zwei wesentlichen Punkten: Bewässerung und mehr Arbeit. Man kennt die asiatischen Reisfelder, in denen das Wasser zu stehen scheint,⁶ wo Reispflanzen bis zu drei Mal pro Jahr zu 90% von Hand gesetzt und später geerntet werden.⁷ Dieser Nassreisbau ist zwar sehr arbeitsintensiv, er ermöglicht aber sehr viel höhere Erträge als der Anbau von Trockenreis, weswegen 80% der Weltreisernte mit diesem Verfahren erzeugt werden.

Die Bewässerung von Reisfeldern macht die Kooperation zwischen Bauern zwingend erforderlich. Hinzu kommt, dass Reis etwa doppelt soviel Arbeit erfordert als Weizen, sodass man sich auch beim Pflanz-

⁴ Betrachten wir ein Beispiel: Wer behauptet, dass Frankophilie und Rotweinkonsum ursächlich zusammenhängen, wird seine Behauptung kaum durch einen Vergleich von Franzosen mit Deutschen untermauern können (da gibt es sehr viele weitere Unterschiede; wer kann schon mit Sicherheit behaupten, den richtigen gefunden zu haben?). Wenn man jedoch innerhalb der deutschen oder innerhalb der französischen Bevölkerung einen solchen Zusammenhang aufdecken könnte, käme dies einer deutlich stärkeren Absicherung gleich.

⁵ Diese machen über 90% der chinesischen Bevölkerung aus. Man konzentrierte sich auf sie, um andere kulturelle Einflüsse konstant zu halten und dadurch die Fehlervarianz zu minimieren.

⁶ Tatsächlich fließt es ganz langsam, was genau kontrolliert werden muss: Fließt das Wasser zu schnell, werden Bodenbestandteile und Nährstoffe abgeschwemmt; fließt es zu langsam, bilden sich Algen.

⁷ In den USA und Europa erfolgt das Pflanzen und Ernten weitgehend maschinell (Claas, persönliche Mitteilung)

zen und Ernten gegenseitig helfen muss. Man stimmt hierzu die Pflanzzeiten untereinander ab, und entzerrt hierdurch die zeitliche Belastung, was den Austausch von Arbeitskräften ermöglicht. All dies fordert und fördert die Entwicklung eines kollektivistischen Denkstils, in (Teilen von) China, Indien, Malaysia und Japan. Weizen hingegen kann von einer Familie allein angebaut werden, was eher einen individualistischen Denkstil zur Folge haben kann.

Nun wird in China nicht nur Reis angebaut (im Süden), sondern auch Weizen (im Norden; ► Abb. 12). Die natürliche Grenze zwischen beiden Regionen bildet der Yangtze-Fluss. Man kann die Reis-Theorie daher innerhalb *eines Landes*, und dazu noch innerhalb eines *über Jahrtausende vergleichsweise homogenen und stabilen Landes* mit einer recht einheitlichen Sprache, Geschichte, Religion, Regierung (Dynastien), Politik und technologischen Entwicklung empirisch überprüfen.

Hierzu wurden die beschriebenen Untersuchungsverfahren

- zum holistischen versus kategorialen Denken,
- zur relativen Größe der Repräsentation von „Ich“ in kollektivistischen versus individualistischen Kulturen und
- zur Belohnung und Bestrafung nach Betrug oder ehrlichem Verhalten verwendet.

Es kamen also ausdrücklich keine Fragebögen (mit all ihren Problemen kultureller Verzerrungen beim *self-report*) zum Einsatz, sondern experimentelle Verhaltensmessungen dreier Variablen (holistisches Denken, impliziter Individualismus, Loyalität/Nepotismus) unter standardisierten Bedingungen.

Die erste der drei Variablen (holistisches Denken, gemessen als Prozentsatz der holistischen Antworten aus allen Antworten) erwies sich am aussagekräftigsten und passte weder zur Modernisierungshypothese (in reicheren Gegenden dachte man signifikant *mehr* holistisch: $r = 0,46$; $p < 0,03$) noch zur Pathogen-Prävalenz-Theorie (in wärmeren Gegenden dachte man signifikant *weniger* holistisch: $r = -0,44$; $p < 0,04$). Nur die Unterscheidung der Probanden nach ihrer Herkunft aus einem Reis- versus Weizenanbaugebiet ergab ein hypo-

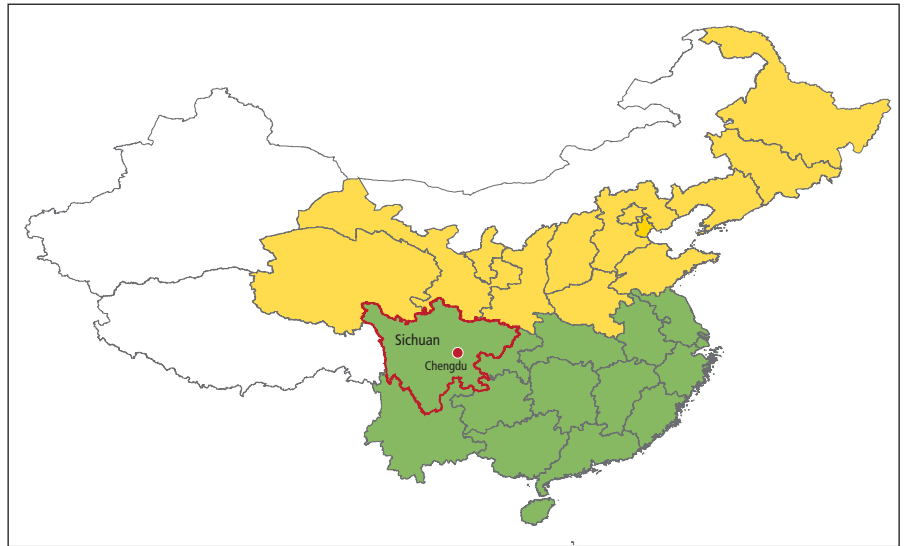


Abb. 12 China mit seinen Provinzen. Sichuan und dessen Hauptstadt Chengdu sind hervorgehoben. Provinzen mit überwiegend Reisanbau sind grün dargestellt, Provinzen mit überwiegend Weizenanbau hingegen gelb.

thesenkonformes Ergebnis: In den Gegenden mit mehr Reisanbau wird hoch signifikant mehr holistisch gedacht: $r = 0,51$; $p < 0,007$.

Auch der zweite Test (zur Größe der Repräsentation des impliziten Ich) hatte dieses Muster der Ergebnisse: Armut/Reichtum und Temperatur zeigten jeweils eine Korrelation von $r = 0$. Einen signifikanten Zusammenhang gab es hingegen wiederum mit der Herkunft ($r = -0,17$; $p = 0,03$): Im Durchschnitt zeichneten sich die Leute aus Weizenanbaugebieten 1,5 mm *größer* (ähnlich den Europäern; 15), die aus Reisanbaugebieten 0,03 mm *kleiner* (ähnlich den Japanern) als ihre Freunde.

Im Hinblick auf den dritten Test leiteten die Autoren zunächst die Hypothese ab, dass Menschen aus Reisanbaugebieten ihre Freunde weniger bestrafen würden, also eher zu Loyalität (bzw. negativ gewendet: Nepotismus) neigen, als Menschen aus Weizenanbaugebieten. Dies wurde bestätigt ($r = 0,49$, $p = 0,04$). In ihrem Bestrafungsverhalten gegenüber Fremden machten die Probanden keinen Unterschied, egal ob sie aus Reis- oder Weizenanbaugebieten stammten.

Um dem Einwand zu begegnen, dass sich der Norden und Süden trotz aller Homogenität des Landes eben doch durch Dialekte, Temperatur, Geschichte und andere Variablen unterscheiden, wurden die

Analysen vom ersten Test (dieser hatte die größte Effektstärke) für eine Untergruppe von Teilnehmern wiederholt, die aus eng benachbarten, jeweils angrenzenden Regionen (counties) entlang der Reis-Weizen-Grenze stammen – letztlich mit den gleichen Ergebnissen. Zudem fanden sich in den Ergebnissen keine Hinweise darauf, dass sie auf das Konto der Modernisierung oder der Verteilung von pathogenen Mikroorganismen gehen: Weder fand man in reicheren Provinzen (die Grenze zwischen arm und reich ist nicht identisch mit der zwischen Reis- und Weizenanbau) mehr Individualismus, noch einen graduellen Anstieg des Kollektivismus von Nord nach Süd.

Dass diese Befunde keineswegs als „rein akademisch“ abgetan werden können, zeigen zusätzliche Erkenntnisse, die von den Autoren ebenfalls berichtet werden und mit deren externer Validität zusammenhängen: die Scheidungsraten. Bekanntermaßen ist der prozentuale Anteil von Ehescheidungen in individualistischen Gesellschaften höher als in kollektivistischen. Zudem weiß man, dass die Modernisierung des Lebens zu mehr Mobilität und zu mehr Ehescheidungen führt. Wie die Autoren anhand der Scheidungsraten in unterschiedlichen Provinzen zeigen konnten, waren diese in Provinzen mit überwiegendem Weizenanbau um 50% höher (auch

wenn man den Einfluss der Modernisierung herausrechnet) als in Provinzen mit überwiegendem Reisanbau.

Für das Verständnis dieser Ergebnisse ist es wichtig, sich klarzumachen, was sie bedeuten und was nicht. Zunächst einmal implizieren die Autoren (bzw. deren Reistheorie) keineswegs, dass alle untersuchten Teilnehmer der Studie tatsächlich Reis anbauen. Ganz im Gegenteil, wie die Autoren schreiben: „Es ist eine sichere Wette, dass *keiner* unserer tausend Teilnehmer seinen Lebensunterhalt mit dem Anbau von Reis oder Weizen bestritt. Vielmehr geht die Theorie dahin, dass *Kulturen*, die über Jahrtausende Reis oder Weizen anbauen, ihre jeweilige Kultur des Reis- bzw. Weizenanbaus weitergaben, auch wenn die meisten Leute ihre Pflüge längst abgelegt haben. Einfach ausgedrückt, sie brauchen nicht selber Reis anzubauen, um Reis-Kultur zu tradieren“ (30, Übersetzung und Hervorhebungen durch den Autor).

Dieser Gedanke schwächt die Ergebnisse der Studie keineswegs – im Gegenteil! Er macht deutlich, dass kulturelle Gepflogenheiten – Gebräuche, Werte, Gedankeninhalte und Denkstile – tatsächlich tradiert werden können und tradiert werden, ähnlich wie beispielsweise die Sprache. Im menschlichen Gehirn, wo es im Gegensatz zum Computer weder ein Modul gibt, das rechnet (Central Processing Unit, CPU), noch eines, das speichert (Festplatte), sondern „nur“ 100 Milliarden Neuronen, die Informationen verarbeiten und genau *dadurch* auch speichern, ändert sich damit auch die Verarbeitung durch das, was verarbeitet wird. Im Fall der Sprache mag dies trivial erscheinen (wenn ich als Kind Deutsch gelernt habe, dann denke ich eben deutsch, verwende hierbei auch z. B. die landestypischen Kategorien, Werte und verhalte mich entsprechend). Die Studie von Talhelm und Mitarbeitern macht jedoch unmissverständlich klar, dass durch diese Architektur des menschlichen Geistes nicht nur die Inhalte des Denkens erfahrungsabhängig sind, sondern auch – zu einem gewissen Grad, sollte man ergänzen, den wir noch nicht kennen – dessen Form. Nicht nur *was* gedacht wird, ist erfahrungsabhängig, sondern auch *wie*.

Hierzu haben Talhelm und Mitarbeiter (31) fünf weitere Studien an über 3000

Teilnehmern publiziert, in denen sie nicht nur nachweisen konnten, dass Liberalismus mit analytischem Denken einher geht, sondern auch, dass ein kurzes Training in analytischem Denken eine stärkere liberalistische Einstellung zur Folge hat. So wirkt nicht nur der Inhalt auf die Form, sondern umgekehrt auch die Form auf den Inhalt des Denkens.

Und last but not least lag der Anteil der Patente pro Kopf der Bevölkerung in Provinzen mit überwiegendem Weizenanbau um 30% über dem in Provinzen mit überwiegendem Anbau von Reis.

Vor diesem Hintergrund ist eine jüngere und sehr umfangreiche Arbeit, in der Jahrzehnte interkultureller Forschung zusammenfassend dargestellt wurden, von großer Bedeutung, zeigte sich doch, dass Menschen, die mit dem Akronym WEIRD⁸ (Western, Educated, Industrialized, Rich, Democratic) bezeichnet werden, in den unterschiedlichsten psychologischen Tests systematisch anders abschneiden als der Rest der Welt. Diese Menschen stellen zwar nur 12% der Weltbevölkerung dar, sind aber zugleich die Probanden in 96% (!) aller psychologischen Studien (9). Da ist dann von Wahrnehmung/Denken/Fühlen/Handeln/Sprache/ „beim Menschen“ die Rede, wo es – um es einmal beispielhaft sehr drastisch auszudrücken – tatsächlich jedoch „nur“ um die Reaktionszeiten von 20-jährigen, rechtshändigen, männlichen College-Studenten (mit allen WEIRD-Attributen) auf die 30 häufigsten englischen Wörter geht. Gerade in einem Fach wie der Psychologie sollte diesem Umstand beim Verallgemeinern der Ergebnisse mehr Rechnung getragen werden, zumal die untersuchten Personen rein zahlenmäßig nicht die Regel (das Mittel), sondern *die Ausnahme* (den Ausreißer) repräsentieren!

Kehren wir am Schluss noch einmal zum Deutsch-Chinesischen Dialogforum zurück, dessen Leitthema in diesem Jahr *Innovation* lautete. Wie man schon länger weiß, hat die Dichotomie Kollektivismus-Individualismus einen deutlichen Einfluss auf die Innovationsleistung einer Gesellschaft: Individualistische, nicht hierarchische Gesellschaften bringen vergleichs-

weise mehr Erfindungen hervor (5, 25). Hierarchie bringt Bürokratie, und diese verhindert Kreativität. Zudem verhindert Hierarchie Kommunikation und damit den Austausch zwischen Akteuren mit unterschiedlichem Wissenshintergrund, der für kreative Prozesse notwendig ist. Individuelle Freiheit bringt den Wunsch, eigenverantwortlich zu denken und zu handeln mit sich und dies wiederum ermöglicht mehr Kreativität, wie anhand des sehr großen Datensatzes (88000 weltweit verbreitet tätige Mitarbeiter der Firma IBM) von Hofstede (11) gezeigt werden konnte (25).⁹

Und last, but not least hat die hauptsächlich im Ackerbau eingesetzte Frucht (Nassreis versus Weizen) daher auch einen Einfluss auf die Innovationsfähigkeit: In Provinzen mit überwiegendem Weizenanbau lag der Anteil der Patente pro Kopf der Bevölkerung um 30% über dem in Provinzen mit überwiegendem Anbau von Reis.

Die Konsequenzen von kulturell tradierten Denkstilen auf unser Leben sind keineswegs gering! Sollten wir daher auf unserem seltsamen, unheimlichen, schrägen und ausgefallenen westlichen Denkstil bestehen? Sind Patente wichtiger als haltbare Ehen? Man könnte sich ja auch auf den Standpunkt stellen, dass die Mehrheit recht hat, und das kollektivistische Denken uns Menschen viel mehr entspricht als das individualistische. Sollten wir also umgekehrt Innovation der gesellschaftlichen Stabilität opfern?

Ist das überhaupt die richtige Diskussionssebene? Vielleicht geht es ja gar nicht um

⁸ Dieses Akronym gibt es auch als Wort im Englischen, das soviel wie *seltsam, unheimlich, wirr, ausgefallen* oder *schräg* bedeutet – eine Anspielung, die durchaus ernst und zugleich mit Augenzwinkern gemeint ist.

⁹ Ganz ähnlich formulieren auch Gorodnichenko und Roland (5): „[...] although collectivism's increased coordination capacities lead to higher efficiency in the economy, individualism results in higher innovation; in an individualist culture, individuals have not only a monetary reward from innovation but also a social status reward, and thus, they allocate more labor to innovative activities. As a result, the higher innovation rate in an individualist culture eventually leads to higher levels of productivity and output in the long run than a collectivist culture. In other words, although the advantages of collectivism affect static efficiency in the economy, the advantages of individualist culture affect dynamic efficiency and thus, long-run growth.“

ein „Entweder-oder“, sondern darum, wie wir uns mit all dem Wissen im Gepäck denn nun tatsächlich in den nächsten Jahrhunderten auf diesem Planeten einrichten wollen. Was bringt uns die (im Kollektivismus vorausgesetzte) Ingroup-Outgroup-Unterscheidung, wenn es in einer völlig globalisierten Welt keine wirkliche Outgroup mehr gibt (29)? Und was bringt der Individualismus, wenn er Einzelne glücklich macht, die Gemeinschaft aber unglücklich und arm an Ressourcen? Wir werden uns diesen Fragen stellen müssen, ob wir dies wollen oder nicht. Die Erfahrung lehrt, dass wir hier sehr gründlich und sehr klar nachdenken sollten!

Literatur

- Clark G. A Farewell to Alms: A Brief Economic History of the World. Princeton NJ: Univ Press 2007.
- Cloninger CR. A systematic method for clinical description and classification of personality variants: a proposal. *Arch Gen Psychiatry* 1987; 44: 573–88.
- Cohen D, Nisbett RE. *Culture of Honor*. Boulder, CO: Westview 1997.
- Fincher C et al. Pathogen prevalence predicts human cross-cultural variability in individualism/collectivism. *Proc R Soc B* 2008; 275: 1279–85.
- Gorodnichenko Y, Roland G. Individualism, innovation, and long-run growth *PNAS* 2011; 108 (suppl. 4): 21316–19.
- Greif A, Tabellini G. Cultural and institutional bifurcation: China and Europe compared. *Am Econ Rev* 2010; 100: 135–40.
- Hamer D. *The God gene. How faith is hardwired into our genes*. New York: Doubleday 2004.
- Henrich J. Rice, psychology, and innovation. *Science* 2014; 344: 593–4.
- Henrich J, Heine SJ, Norenzayan A. The weirdest people in the world? *Behav Brain Sci* 2010; 33: 61–135.
- Heinrich J et al. (eds.). *Foundations of human sociality. Economic experiments and ethnographic evidence from fifteen small-scale societies*. Oxford, UK: University Press 2010.
- Hofstede G. *Culture's Consequences: Comparing Values, Behaviors, Institutions, and Organizations Across Nations*. Thousand Oaks, CA: Sage 1980/2001.
- Huerta-Sánchez E et al. Altitude adaptation in Tibetans caused by introgression of Denisovan-like DNA. *Nature* 2014; doi:10.1038/nature13408.
- Ji LJ, Zhang Z, Nisbett RE. Is it culture or is it language? Examination of language effects in cross-cultural research on categorization. *J Pers Soc Psychol* 2004; 87: 57–65.
- Kitayama S et al. A cultural task analysis of implicit independence: Comparing North America, Western Europe, and East Asia. *J Pers Soc Psychol* 2009; 97: 236–55.
- Kitayama S et al. Perceiving an object and its context in different cultures: A cultural look at new look. *Psychological Science* 2003; 14: 201–6.
- Knutson B et al. Selective alteration of personality and social behavior by serotonergic intervention. *Am J Psychiatry* 1998; 155: 373–9.
- Lester D. *Psychol Rep* 1995; 76: 258.
- Markus HR, Kitayama S. Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychol Rev* 1991; 98: 224–53.
- Montag C, Reuter M. Disentangling the molecular genetic basis of personality: From monoamines to neuropeptides. *Neuroscience and Biobehavioral Reviews* 2014; 43: 228–39.
- Murray DR, Trudeau R, Schaller M. On the origins of cultural differences in conformity: Four tests of the pathogen prevalence hypothesis. *Personality and Social Psychology Bulletin* 2011; 37: 318–29.
- Nisbett RE et al. Cultures and systems of thought: holistic versus analytic cognition. *Psychol Rev* 2001; 108: 291–310.
- Park JH, Schaller M. Parasites, minds and cultures. *Psychologist* 2009; 22: 942–5.
- Ruffle BJ, Sosis R. Does it pay to pray? Costly ritual and cooperation. *The B.E. Journal of Economic Analysis & Policy* 2009; 7(1): Article 18.
- Schaller M, Park JH. The behavioral immune system (and why it matters). *Current Directions in Psychological Science* 2011; 20: 99–103.
- Shane SA. Why do some societies invent more than others? *Journal of Business Venturing* 1992; 7: 29–46.
- Sherman PW, Billing J. Darwinian gastronomy: Why we use spices: spices taste good because they are good for us. *BioScience* 1999; 49: 453–63.
- Sosis R. The adaptive value of religious ritual. Rituals promote group cohesion by requiring members to engage in behavior that is too costly to fake. *American Scientist* 2004; 92: 166–172.
- Sosis R, Bressler E. Cooperation and commune longevity: A test of the costly signaling theory of religion. *Cross-Cultural Research* 2003; 37: 211–39.
- Spitzer M. *Religion und Gott: Wir und die Anderen*. Nervenheilkunde 2013; 32: 905–8.
- Talhelm T et al. Large-scale psychological differences within China explained by rice versus wheat agriculture. *Science* 2014; 344: 603–8.
- Talhelm T et al. Liberals think more analytically (more “WEIRD”) than conservatives. Available at SSRN: <http://ssrn.com/abstract=2111700> or <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.2111700>.
- Terracciano A et al. National character does not reflect mean personality trait levels in 49 cultures. *Science* 2005; 310: 96–100.
- Triandis HC. *Individualism and Collectivism*. Boulder, CO: Westview 1995.
- Tornwall O et al. Why do some like it hot? Genetic and environmental contributions to the pleasantness of oral pungency. *Physiology & Behavior* 2012; 107: 381–9.
- Ukkola L et al. Musical aptitude is associated with AVPR1A-Haplotypes. *PLoS ONE* 2009; 4(5): e5534.
- van Leeuwen F, Park JH, Koenig BL, Graham J. Regional variation in pathogen prevalence predicts endorsement of group-focused moral concerns. *Evolution and Human Behavior* 2012; 33: 429–37.
- Wang CS et al. The effects of culture and friendship on rewarding honesty and punishing deception. *J Exp Psychol* 2011; 47: 1295–9.
- Witkin HA et al. *Rev Educ Res* 1977; 47: 1–64.
- Wu BP, Chang L. The social impact of pathogen threat: How disease salience influences conformity. *Personality and Individual Differences* 2012; 53: 50–4.
- Zahavi A, Zahavi A. *The Handicap Principle*. New York: Oxford University Press 1997.